

«Leben schenken ist etwas Archaisches»

Eva Cignacco war die erste studierte Hebamme der Schweiz. Sie half über 800 Kindern auf die Welt und trug ihren Mann im Garten zu Grabe. Ein Gespräch über die Würde des Todes und die Intensität der Geburt.
Von *Gudrun Sachse*,
Bilder *Sabine Hess*

Eva Cignacco, was ist existenzieller: einem Menschen ins Leben zu helfen oder ihm beim Sterben beizustehen?

Für mich ist beides gleichbedeutend. Man hilft, ein Tor zu öffnen oder es zu schliessen.

Wie erlebten Sie Ihre erste Erfahrung mit dem Tod?

Ich war achtzehn, als ich in einem Altersheim ein Praktikum machte. Gemeinsam mit einer Pflegefachfrau betreute ich einen sterbenden Mann. Nach seinem Tod wuschen wir ihn, drehten ihn zur Seite. Dabei entwich seiner Lunge ein langes Ausatmen. Das war die Restluft der Lunge, was ich natürlich nicht wusste. Ich erschrak fürchterlich.

Sie wurden Hebamme. Waren Sie darauf vorbereitet, dass zum Beruf der Geburtshelferin auch der Tod gehört?

Ich war ab den 1990er Jahren tätig, damals war man ziemlich unbedarft, was das Thema Tod angeht. Niemand hatte mir gezeigt, wie man palliativ arbeitet. Es wurde erwartet, dass man das kann. Zum Glück habe ich schwere Situationen nie gescheut.

Was bedeutete es im Berufsalltag, mit dem Tod konfrontiert zu sein?

Es galt die Regel: Ein totes Kind kommt möglichst schnell weg von den Eltern, um sie nicht zu traumatisieren. Es kam in den Ausguss, in die Abfallstation, wo man Plazenta, Kot und dreckige Tücher deponierte. Beiläufig wurden die Eltern dann noch gefragt, ob sie das Kind sehen möchten.

Sie waren eine der Pionierinnen, die sich für die Würde des Kindes einsetzten.

2004 schrieben meine Kollegin Lilian Stoffel und ich einen Leitfaden zu Palliative Care bei Neugeborenen. Wir beschrieben unser praktisches und theoretisches Wissen, um einen Ablauf bei der Geburt festzulegen, der die Menschenwürde von Mutter und Kind mit berücksichtigt.

Das heisst?

Heute wird mit den Eltern besprochen, ob sie ihr verstorbenes Kind sehen wollen, dann wird es gewaschen und angezogen, eingewickelt und den Eltern gebracht. Die Eltern können es mehrere Tage bei sich haben, natürlich weiss auch der psychologische Dienst des Spitals immer darüber Bescheid. Ich erinnere mich an eine Situation, in der die Mutter wünschte, ihrem verstorbenen Kind das Kinderzimmer daheim zu zeigen. Das war nun möglich.

Dass auch Frauen bei der Geburt mit Würde behandelt werden, war und ist noch immer nicht selbstverständlich.

Ich hatte noch gelernt, bei jeder Gebärenden einen Einlauf mit Seife zu machen, um den Darm zu entleeren. Dann wurden die Schamhaare beim Damm rasiert, darauf folgte eine Venenleitung für die Notfälle. Der Ablauf war standardisiert.

Die Geburt als Risiko – nicht als natürlicher Prozess.

Genau. Erst in den 1990er Jahren begannen einige Hebammen diesen Fokus zu hinterfragen. Wir realisierten, dass eine Gebärende ein Mensch mit Gefühlen und individuellen Bedürfnissen ist.



Die Pflegewissenschaftlerin Eva Cignacco in ihrem Garten.



Eva Cignacco (64)
ist Pflegewissenschaftlerin. Sie war die erste Hebamme in der Schweiz, die im Jahr 2007 ihr Studium mit einem Doktorat abschloss und sich an einer Schweizer Universität habilitierte.

Und dass ein Kind auch mit Fehlbildungen das Recht hat, auf die Welt zu kommen und mit Respekt behandelt zu werden. Generell fand damals ein Umbruch in der Geburtshilfe statt.

Wie sah dieser Umbruch aus?

Damals entstanden die ersten Geburtshäuser. Das war eine Revolution. Heute haben wir in der Schweiz etwa 25 Geburtshäuser. Die Häuser bereiteten den wichtigen Weg: weg vom medizinischen Denken hin zum salutogenetischen.

Was bedeutet, dass Gebären keine Krankheit ist, sondern ein gesunder, natürlicher Vorgang...

... und deshalb von Hebammen betreut werden kann, die dafür ausgebildet sind. In England und den Niederlanden gehen die Frauen bei einer Schwangerschaft anstatt zum Arzt zur Hebamme. Sie ist die Erstversorgerin. Ob ein Arzt notwendig ist und eine Geburt ärztlich begleitet werden muss, ist dort eine Entscheidung der Hebammen.

Sie sind unter anderem im Projekt Geburt 3000 engagiert, mit dem Sie die ausserklini-

sche Geburtenrate erhöhen möchten. Wo stehen wir derzeit bei den Geburten ausserhalb des Spitals?

Bei vier Prozent. Zehn Prozent wären ein Anfang. Wir wissen, dass das ein hehres Ziel ist.

In der Türkei hat Präsident Recep Tayyip Erdoğan kürzlich den Kaiserschnitt in Privatkliniken verbieten lassen, um die Rate der vaginalen Geburten zu erhöhen. Geht Ihr Vorhaben in eine ähnliche Richtung?

Ganz und gar nicht. Erdoğan instrumentalisiert den Körper der Frau. Er will weniger Kaiserschnitte, damit die Frauen schneller wieder schwanger werden und die Wirtschaft in seinem System wachsen kann. Erdoğan hat einen politischen Ansatz, wir einen frauenzentrierten: Vertrau deinem Körper, du, Frau, kannst das ...

Wann fand in der Schweiz das Umdenken statt: Arzt statt Hebamme? Spital statt Hausgeburt?

Nach dem Zweiten Weltkrieg gingen Frauen ins Spital zum Gebären, damals entwickelte sich eine starke Medizingläubigkeit. Das grosse Sicherheitsbedürfnis, das Kontrollieren eines normalen Prozesses, entstand in den 1960er und 1970er Jahren.

In den Industrienationen haben wir seither eine deutlich tiefere Todesrate bei Mutter und Kind. Sicher, und ich verstehe auch, dass man das «Schicksalhafte», das eine Geburt an sich hatte, nicht mehr annehmen möchte. Mir geht es um die vermeintlich notwendige Überversorgung. Vom ersten Arztbesuch an spricht man nur noch von den Risiken.

Ohne Notkaiserschnitt beim ersten Kind sässe ich nicht vor Ihnen. Der war allerdings die Folge eines Behandlungsfehlers des Arztes.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) sagt, 15 Prozent der Kaiserschnitte seien medizinisch gerechtfertigt. Wie bei Ihnen. Alles darüber ist etwas anderes. Die Schweiz hat 33 Prozent, das ist viel zu hoch.

Der Arzt rief zwei Wochen später an und sagte, so eine Fehldiagnose könne er sich kaum vorstellen. Keine Erklärung. Keine Entschuldigung. Das tut mir leid.

Danke, aber Sie können ja nichts dafür. Aber es ist wichtig, im Anschluss darüber mit der Frau zu sprechen, damit sie versteht, was geschehen war.

Die Dominikanische Republik und Brasilien führen mit über 50 Prozent Kaiserschnittgeburten die Weltrangliste an. Warum?

Dort ist es vor allem ein kulturelles Thema. In Brasilien haben wohlhabende Frauen einen Kaiserschnitt, da man sich nicht in die Niederungen der Schmerzen und des Unterleibs begeben will. Ein Kaiserschnitt hat unterschiedlichste Gründe.

Im Kanton Zug sowie in ausgewählten Kreisen in Zürich werden schweizweit die meisten Kaiserschnitte gemacht. Im Jura am wenigsten.

Das liegt am sozioökonomischen Status. Je höher dieser in der Region ist, desto höher ist die Kaiserschnitttrate bei den Frauen. Man will sich nicht mehr auf eine langwierige Geburt einlassen. Der Arzt sagt: Der Kaiserschnitt ist gut, also macht frau das. Die vaginale Geburt ist aber noch immer die beste Geburtsform.

Wissen Sie, ob es schmerzhaft ist, geboren zu werden?

Das lässt sich leider nicht feststellen. Aber den Stress kann man nachweisen. Ja, es ist stressig, geboren zu werden. Das Kind begibt sich aus einer ruhigen, geschützten, dunklen Umgebung hinaus zu Lärm und Licht. Der Geburtskanal ist eng, vermutlich spürt das Kind Verlust von Konstanz, Druck auf Kopf und Brustkorb.

Kaum Druck gibt es beim Kaiserschnitt. Im Grunde die ideale Lösung.

Nur ist es evolutionär so angelegt, dass das Kind diesen Druck der Wehen durch den Geburtskanal benötigt. Damit wird Lungenflüssigkeit herausgedrückt, und die Lunge reift. Beim ersten Schrei nach der Geburt öffnen sich dann die Lungenbläschen. Zudem bieten das maternale Mikrobiom, die Mikroorganismen der Mutter und deren Darmbakterien, für den Körper des Kindes einen

«Die vaginale Geburt ist aber noch immer die beste Geburtsform.»

lebenslangen Immunschutz. Eine vaginale Geburt ist ein ruhiger, intimer Moment, das Kind wird abgenabelt und der Mutter gegeben. Zum Schluss schaut man noch, dass die Plazenta kommt.

Das tönt nach schönem Idealfall und ist jeder Frau zu gönnen. Ich kenne Frauen, die 24 Stunden in den Wehen lagen, an allen erdenklichen Stellen rissen und von Ärzten und Hebammen angeschrien wurden. Bei meinem Notfallkaiserschnitt hat mich zwar keiner beschimpft, allerdings lag plötzlich eine Ärztin auf meinem Brustkasten und verschob mit roher Kraft das Kind nach unten.

Vermutlich, weil es zu weit oben für den Schnitt lag. In der Geburtshilfe gibt es plötzlich Momente, wo es schnell gehen muss. Das ist alles okay, wichtig aber ist, dass man im Nachhinein erklärt, warum es schnell gehen musste. Ein guter Arzt oder eine gute Hebamme zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Frau in dieser existenziellen Erfahrung begleiten. Ob es ein Trauma gibt, ist auch eine Frage der Kommunikation nach der Geburt.

Wie durchlebt ein Baby den Kaiserschnitt?

Beim Kaiserschnitt kann das Kind im Stress das Fruchtwasser verschlucken, was dazu führen kann, dass das Kind für ein paar Tage auf die Intensivstation muss. Ein Kaiserschnitt geht schnell, ist sicher. Aber die Passage von einem Lebensraum in den anderen ist so abrupt, dass es maximalen Stress bedeutet. Bei einem Kaiserschnitt stehen bis zu 14 Leute im OP – das Kind kommt nach der Geburt zum Kinderarzt, damit es untersucht werden kann, und erst fünf bis zehn Minuten später zur Mutter. Dabei ist die frühe Bindung von Mutter und Kind enorm wichtig.

Sie forschten auch zu Respektlosigkeit in der Geburtshilfe. Anders ausgedrückt: Gewalt im

Kreisssaal, zu der sich immer mehr Frauen zu äussern wagen. Haben Sie als Hebamme auch einmal einer Frau Gewalt angetan?

Eine Frau sagte mir einmal, dass ich sie viel zu oft vaginal untersucht hätte, was für sie einem Übergriff gleichkam. Das lag daran, dass ich nicht schlüssig war, wie denn nun der Kopf des

die Klinik, in der sie geboren haben, bleiben still dort stehen und legen eine Rose nieder. Aber gross bekannt ist das nicht.

Haben Sie je bereit, nie ein Kind auf die Welt gebracht zu haben – oder sind Sie, nach all den Erfahrungen, sogar froh darüber?

Für mich war schon als Mädchen klar, dass ich nie Kinder möchte. Vielleicht hatte ich auch immer Angst vor der Verantwortung. Ich habe ein erfülltes Leben. Auch jetzt, mit 64, kann ich sagen: There's no regret.

Warum frage ich Sie das eigentlich? Als müssten Sie sich dafür rechtfertigen.

Mir macht die Frage nichts aus. Sie ist unausweichlich, vor allem bei meiner Berufswahl. Auch mein Mann hatte mit Kindern zu tun. Er war Pädagoge und bildete Lehrpersonen aus. Wir haben beide etwas zum Kindeswohl in der Gesellschaft beigetragen.

Durch die Evolution – den aufrechten Gang, der das Becken schmaler werden liess, und den kontinuierlich grösser werdenden Kopf des Fötus – ist der Geburtsprozess bei der Frau der schmerzhafteste Prozess aller Lebewesen. Werden wir irgendwann nicht mehr natürlich gebären?

Der Versuch, ausseruterines Leben zu ermöglichen, Föten ausserhalb des Uterus zu züchten, ist ein technokratischer Ansatz, bei dem es immer um Kontrolle geht. Ich verstehe nicht, warum dafür Forschungsgelder ausgegeben werden anstatt dafür, Frauen in ihren Stärken und ihren natürlichen Fähigkeiten zu unterstützen.

Was ist so schlimm daran?

Ich bin eine Feministin, ich sehe in solchen Bestrebungen immer auch den Ausdruck von Macht über die Frau. Leben schenken ist etwas Archaisches. Es ist eine Stärke, die nur Frauen haben. Wir müssen Gebären wieder als natürlichen Prozess begreifen statt als Lifestyle-Event, weil es chic ist, am 24. Dezember ein Christkind zu bekommen, und alles dahingehend geplant wird mit der Klinik. Das ist absurd.

Ihr Mann starb 2017 in dieser Wohnung, wo wir uns heute unterhalten. Er hatte das Abendessen vorbereitet. Als Sie heimkamen, lag er tot am Boden.

Das Gesicht nach unten. Es war ein Schock.

Hat Ihnen Ihr Beruf beim Umgang mit seinem Tod geholfen?

Mein Beruf hat mich gegenüber dem Leben und Sterben demütig gemacht. Ihn leblos zu sehen

«28 Prozent der Frauen sagten, sie hätten bei der Geburt eine Form der Gewalt erlebt.»

Kindes im Becken lag. Ich lernte aber daraus und zog fortan viel früher eine Kollegin zur Zweitmeinung bei.

Was bedeutet Gewalt bei der Geburt?

Die Einwirkung einer Drittperson, etwa durch physische Gewalt, wie das Hinausdrücken des Kindes durch den Kristeller-Griff, eine spezielle Drucktechnik, um eine vaginale Geburt zu beschleunigen. Natürlich auch psychische Gewalt, also Demütigung, Herabwürdigung.

Haben Sie das schon miterlebt?

Eine Berufskollegin erzählte mir, dass ein Arzt zur Frau sagte: Reingegangen sei das Sperma ja easy, raus sei halt etwas schmerzhafter, sie solle sich nicht so anstellen. Als Gewalt gilt auch das Ignorieren von Schmerzensäusserungen. «Ich halte es nicht mehr aus», sagen zwar die meisten Gebärenden, wichtig aber ist, dass man die Aussagen ernst nimmt und zusammen eine Lösung findet, die den Schmerz nicht abtut oder ignoriert.

Was noch?

Die Frau einzuschüchtern, wenn das Kind den Geburtstermin überschreitet, der Arzt einleiten möchte, die Frau aber noch abwarten will. Anstatt mit der Frau einen Konsens zu finden, sagt er dann, sie sei in der Verantwortung, wenn etwas passiere. Natürlich wird dann jede werdende Mutter mit dem Einleiten beginnen wollen. In der Studie über informellen Zwang in der Geburtshilfe, die wir im Jahr 2021 publiziert haben, befragten wir 6000 Frauen über ihre Erfahrungen zur Geburt. 28 Prozent sagten, sie hätten eine dieser Formen der Gewalt erlebt.

Hatten Sie damit gerechnet?

Absolut nicht. Auch, dass so wenig über das Thema gesprochen wurde, überraschte mich. Zwar gibt es seit 2011 die sogenannte «Roses Revolution»: Frauen, die sich nach der Geburt traumatisiert fühlen, gehen am 25. November in

und zu wissen, dass er allein gehen musste, machte mich traurig. Aber es passte zu ihm, er hat immer alles allein gemacht.

Ihr Mann war Pädagoge und Linguist. Er erlitt eines Abends eine Hirnblutung und verlor dadurch seine Sprache. Wie kamen Sie damit klar?

Wir waren auf dem Heimweg von unserer Leidenschaft, dem Tangotanz, als Romano plötzlich vom Velo fiel. Es folgten acht schwierige Jahre. Doch wir sind beide nicht zugrunde gegangen.

Wurden Sie einsam?

Extrem. Jeder für sich. Er hat so viel verloren. Aber ich auch. Er konnte zwar noch am Stock gehen. Er konnte noch «Ja» und «Nein» sagen. Aber er konnte nicht mehr da sein für mich.

Wie steht man das als Paar durch?

Wichtig war mir, dass er sich weiter als selbständigen Menschen wahrnehmen konnte, nicht als Behinderten. Und ich musste zu mir schauen, musste darauf achten, dass jeder seine Autonomie behalten konnte. Wir hatten Freunde, die regelmässig kamen. Sein Arbeitskollege Martin kam jeden Dienstag und erzählte ihm, was los war an seinem ehemaligen Arbeitsplatz, der Pädagogischen Hochschule. Lorenz war ein Nachbar und las ihm jeden Mittwoch aus der Zeitung vor. Auch der Freundeskreis musste lernen, damit umzugehen, dass er noch Würde hat und als Mensch wahrgenommen wird, wir haben das Beste daraus gemacht.

Wie lebt man ein erfülltes Leben?

Indem man dem Alltag Bedeutung gibt. Dass wir uns jetzt unterhalten, hat für mich eine hohe Bedeutung und ist nichts Beiläufiges. Als mein Mann krank war, weigerte ich mich monatelang, anzunehmen, dass alles nun anders war. Sich gegen Gegebenheiten zu wehren kostet Kraft. Kraft, die ich brauchte, um anzunehmen, dass es meine Aufgabe ist, ihm ein würdevolles Leben zu bieten. Er machte kleine Fortschritte, er verstand, auch wenn die Neurologen sagten, dass er nichts mehr könne. Wenn man sich dem Alltag stellt, wie er ist, dann ist er voller Reichtum.

Was geschah, als Ihr Mann starb?

Ich hatte zum Glück einen guten Bestatter.

Was machte ihn zum guten Bestatter?

Er fragte, ob sie Romano gleich mitnehmen sollten oder ob ich ihn noch bei mir haben wollte. Das wollte ich, wir wuschen ihn, zogen ihn an und bahrten ihn auf. Am nächsten Morgen kamen

sie wieder, und ich war noch nicht bereit, meinen Mann mitzugeben. «Das müssen Sie auch nicht», sagten sie. Sie legten Kühlplatten unter seinen Körper, ich deckte ihn zu, und ich hatte ihn noch vier Tage bei mir.

Wie lebt es sich mit einem verstorbenen, geliebten Menschen im Haus?

In der Nacht ging ich ab und zu ins Zimmer, um zu schauen, ob er noch dort war. Es war für mich sehr wichtig, ihn hier zu wissen. Es kamen auch viele Freunde, um sich zu verabschieden. Ich bin dankbar für diese Zeit. Am vierten Tag rief ich den Bestatter an und sagte: Jetzt ist gut. Sie kamen und fuhren ihn im Sarg zum Friedhof, dort wurde er kremiert.

Besuchen Sie Ihren Mann oft?

Der Bestatter fragte mich, ob mir das Haus gehöre und, falls ja, ob ich wisse, dass ich ihn im Garten beisetzen könne. Jetzt ist er hier bei mir im Garten unter der Pergola.

Der Bestatter erinnert ein wenig an Ihre Rolle als Hebamme.

Ja, dasselbe tat ich mit Eltern, die Angst hatten, ihr Kind zu sehen, weil es mit Fehlbildungen auf die Welt gekommen war. Offener Rücken oder Lippen- und Gaumenspalte. Dann nahm ich das Kind nach der Geburt mit, hielt es warm, zog es an, ging zurück zu den Eltern und beschrieb ihnen, was ich gesehen hatte: ein schönes Gesicht, schöne Hände, die ich ihnen gerne zeigen würde. Es ist ein Heranführen an etwas Unbekanntes. Ein Heranführen, um die Furcht zu nehmen.

Das Tor öffnet sich, und es schliesst sich.

Ereignisse wie Geburt und Sterben gehören ins Leben integriert, es sind diese Erfahrungen, die uns Menschen reich machen.

Was kommt nach dem Tod?

Nichts. Darum ist jedes Jetzt der schönste Moment.

Ihr Mann ist nur mehr die Asche im Garten?

Genau. Aber in meiner Erinnerung lebt er. Wenn ich jetzt aus dem Fenster schaue und die blühenden Bäume sehe, weiss ich, dass Romano Freude daran hätte. Ich schaue für ihn mit und bin glücklich, dass ich es sehe.

*Gudrun Sachse ist freie Journalistin; sie lebt in Zug.
 Sabine Hess ist Fotografin; sie lebt in Biel und Thun.*